

glücklichen Lage, daß wir einen Mittelstand haben, und dadurch ist das soziale Gefälle nicht mehr so gegeben wie in P-Land – hier bei uns. Und dadurch, daß die jetzt eine solide Ausbildung bekommen und sich irgendwie auch qualifizieren und daß die sich selbständig machen können, dadurch wird einfach das Mittelständische dort geschaffen. Und das ist an sich unsere Aufgabe auch vom Kolping her. (.)

Y2: *Also von den Zielsetzungen generell vom Kolping*

Bm: *Ja.*

Y2: *in der Gesellschaft? (..)*

Bm: *Ja. (..) Denn das, ich meine, bei Kolping steht ja das Tüchtige immer im Vordergrund, nicht? Der tüchtige Christ, der Tüchtige in seinem Beruf, die tüchtigen Eltern und der tüchtige Staatsbürger, nicht? Das sind einfach diese Dinge, wo wir uns auch dran orientieren. (.) Und das wollen wir versuchen, den Kindern das auch zu vermitteln.*

Wie wir sehen, bewegt sich die Kolpingfamilie im Deutungshorizont des Sozialkatholizismus. Der Zustand der Ungerechtigkeit, der die gesellschaftlichen Verhältnisse im Projektland charakterisiert, soll durch die Gesinnungsänderung der Individuen dort, vermittelt Bildung und Erziehung, überwunden werden. Lernen wird von den Empfängern der Spendenmittel, die die Kolpingfamilie durch einen jährlichen Basar erwirtschaftet, erwartet und nicht von denjenigen, die sie aufbringen. Der positive Horizont, vor dem Bm das Handeln der Gruppe bestimmt, ist das Modell der „nachholenden Entwicklung“. Strukturanalytische Überlegungen, die die Asymmetrie der wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen den Ländern des Nordens und des Südens in den Blick nehmen, fehlen im Diskurs dieser Gruppen ebenso wie die Erwägung notwendiger Veränderungen politischer Rahmenbedingungen in den internationalen Beziehungen.

4. Zusammenfassung

Die Kontrastierung zeigt beispielhaft die gruppenspezifischen Bearbeitungsformen der Beziehungen zu einem Dritte-Welt-Land und dessen Probleme. Für die Partner-

schaftsgruppe geht es um die Entwicklung von Empathie, um Inspiration für moralische Lernprozesse, die zu verändertem, an weltweiter Gerechtigkeit orientiertem lokalen Handeln führen sollen. Sie gewinnt aus dem Kontakt mit der mittelamerikanischen Partnergemeinde eine Kontrastfolie, vor der sie ein Ideal von Gemeinde und authentischer Religiosität entwirft und ihre Kritik an den hierarchischen Strukturen und der mangelnden Verbindung von Glauben und gesellschaftlicher Praxis im Handeln der Gemeindemitglieder formuliert.

In beiden Fällen ist die Bezugnahme der Gruppen auf die Adressaten ihrer Solidarität selektiv und funktional zu den eigenen Bedürfnissen nach Vergewisserung. Die Partnerschaftsgruppe kann ihre Position am Rand des expliziten Sektors kirchlich verfaßter Religiosität durchhalten, weil sie, so unsere These, durch die Pflege der Partnerschaft zu einer Basisgemeinde in Mittelamerika Stabilität und Bestätigung ihres an der Verbindung von Politik und Mystik orientierten alternativen Handlungsentwurfs gewinnt.

Für die Kolpingfamilie bietet die Unterstützung des Kinderdorfes die Möglichkeit, das Kolpingideal, das nach Auflösung des Milieukatholizismus nur mehr eine Möglichkeit der Verbindung von christlicher Religiosität und gesellschaftsethischem Handeln darstellt, in einer symbolisch-modellhaften Verdichtung öffentlich zur Geltung zu bringen und neu mit Sinn zu belegen. Wenngleich sie mit ihrer Orientierung im Rahmen des von der katholischen Sozialbewegung tradierten Musters gesellschaftsethischem Handelns verbleibt, handelt es sich um die Restrukturierung einer traditionellen Form unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und ist insofern als Neuschöpfung, als gewählte Solidarität, zu werten.

Gerhard Marschütz

Moderne Tugenden

Welche geistigen Kräfte und sittlichen Einstellungen sind erforderlich, um Gegenwart und Zukunft menschlicher zu bewältigen?

Kann eine Besinnung auf die „Tugenden“ etwas bringen? Und wenn ja, welche Tugenden sollten im Vordergrund stehen? Nach einer einleitenden Reflexion über die Tugenden als handlungsbezogene Sinnmodelle werden im folgenden eine Reihe von heute besonders wichtigen Tugenden beschrieben. Der Autor ist dabei bemüht, möglichst viel von traditionellem Glaubensgut in ein neues Verständnis einmünden zu lassen. red

Friedrich Nietzsche konstatiert in seinem philosophischen Werk „Jenseits von Gut und Böse“, daß jede Tugend zur Dummheit neigt, da sie im Kontext einer „Heerdenthier-Moral“ bewirkt, daß der Mensch „zahn, verträglich und der Herde nützlich ist“. Als Kategorie einer angepaßten und mittelmäßigen Moral für kleine Leute enthält sie „den schlechten Geschmack . . . mit Vielen übereinstimmen zu wollen“. Sie ist zudem Ausdruck einer lebensverneinenden alteuropäischen Ethik, die „langweilig war und zu den Schlafmitteln gehörte“. Insofern das Christentum diesen „tugendhaften Lärm“ von Anfang an mitverursacht hat, gilt für Nietzsche: „Man soll nicht in Kirchen gehn, wenn man reine Luft athmen will.“

Kann somit Tugend noch modern sein, wenn allein schon das Wort Tugend so verstaubt und unzeitgemäß klingt? Diese Frage hat freilich zu beachten, daß erst im Verlauf der Neuzeit, insbesondere im Gefolge von Immanuel Kant seit dem 18. Jahrhundert, die Tugend zu einem – wie es Max Scheler ausdrückt – häßlichen, unleidlichen und reizlosen Wort geworden ist, weil die sogenannten bürgerlichen Tugenden wie Fleiß, Anständigkeit, Rücksicht, Bescheidenheit, Ordnungsliebe, Sparsamkeit, Wohlwollen usw. sich wie eine „alte, keifende, zahnlose Jungfer“ gebärdeten und für Nietzsche nur der menschlichen Lieblingsbeschäftigung des moralischen Urteilens und Verurteilens Vorschub leisteten. Als Ausdruck bürgerlicher Wohlanständigkeit waren Tugenden, losgelöst vom Inneren des Menschen, nur als äußerlich vorgeschriebene Regeln sozial gültig und bedeutsam, gleichsam als „eine Art von Polizeiforderungen, durch die das Leben in Ordnung gehalten wird“ (Robert Musil). Eine solche abstrakte Moralität der Tugendideale war primär an der Einhaltung der

Tugendpflicht, nicht aber an der konkreten Verwurzelung der Tugend im einzelnen interessiert.

Im Gegensatz dazu bezeichnet Tugend in der großen abendländischen Tradition von der Antike bis hin zum Mittelalter jene durch Übung erworbene Fähigkeit und damit jene Tauglichkeit („Tugend“ kommt wortgeschichtlich von „taugen“) des Menschen, die ein umfassendes Glücken des individuellen wie auch sozialen Lebens ermöglicht. Orientiert am Leitbild des Guten, wird sie als „ultimum potentiae“, als die höchste Entfaltung der menschlichen Möglichkeiten, bestimmt. Es geht also um die Optimierung des Menschseins, um die integrative Entfaltung einer sittlichen Persönlichkeit, die sich im Handeln selbst verwirklicht. Tugend entspricht somit einer Qualität der Person selbst und keiner heteronomen Pflicht. Losgelöst von der Dynamik des Subjekts verkommt Tugend zum abstrakten Festhalten am Gesollten und wird zum unattraktiven Wort.

Moderne Tugenden werden deshalb an die große Tugendtradition anknüpfen müssen, und wider alle Unattraktivität, die dem Wort Tugend nach wie vor anhaftet, sind sie unter den Bedingungen der Moderne auch wieder gefragt. Diese neue Sehnsucht nach der Tugend gründet in den mit der modernen technologischen Zivilisation verbundenen Gefährdungen des Menschlichen und der Natur einerseits und den vielfältigen, zum Teil widersprüchlichen Handlungsansprüchen in ausdifferenzierten Lebenswelten andererseits, die längst nicht mehr durch Normenvermehrung allein bewältigbar sind, sondern mehr denn je vom einzelnen eine sittliche Kompetenz erfordern, die präventiv und integrativ wirksam wird. Hier sind Tugenden vonnöten, Grundhaltungen, die aus Grundeinstellungen stammen, welche aus Sinneinsichten gespeist werden. Solchermaßen gelebte Überzeugungen, die durch vielfältige Widerstände hindurch sich bewähren und aufbauen, formen erst eine individuelle Biographie und eine sittliche Persönlichkeit. Tugenden gründen dabei stets in der freien Entschlossenheit zum sittlich Guten. Die in einer pluralen Gesellschaft nicht voraussetzbaren gemeinsamen Sinneinsichten und Vorstellungen über das wirklich Gute verweisen dabei auf die Not-

wendigkeit der diskursiven Verständigung, die nicht nur Konsens, sondern auch die Anerkennung legitimer Differenz impliziert.

Was sind „moderne Tugenden“?

Moderne Tugenden sind also handlungsbezogene Sinnmodelle, die individuell verankert sind, zugleich aber auch intersubjektiv verantwortet werden müssen. Sie verkörpern gelebte Haltungen, die im Kontext der Gegenwart gerade nötig sind und stets die Verwirklichung gelungenen (Zusammen)Lebens intendieren. Sie sind niemals geschichtslos abstrakt, sondern lebendige Antworten auf spezifische Nöte und Herausforderungen der jeweiligen Zeit. Moderne Tugenden sind deshalb nicht mehr einfachhin als geschlossener Tugendkanon, wie dies bei den traditionellen Kardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maß vor dem Hintergrund relativ stabiler gesellschaftlicher Kontexte noch möglich war, sondern eher als entwurfsoffene „Gestalten des Guten“ (Romano Guardini) zu formulieren. Moderne Tugenden zielen sowohl auf das Selbstverhältnis des Menschen als auch auf seine Beziehung zur Umwelt. In ihrem sozialen Bezug bringen sie das Individuelle zur Geltung, und die je größere soziale Akzeptanz ermöglicht die Verwirklichung gelungener Lebenskontexte. Moderne Tugenden müssen nicht unbedingt modern klingen. Oft sind es gerade die bewährten alten Tugenden, die höchst aktuell sind und nur einer zeitgemäßen Vermittlung bedürfen. Moderne Tugenden richten sich mitunter auch kritisch gegen bestimmte Zeitströmungen und verweisen so auf Defizite der gängigen Lebenspraxis. Sie erwachsen aus persönlichen und auch gesellschaftlichen Grenz- und Kontrasterfahrungen, die neue, zuvor verdeckte oder in Vergessenheit geratene Sinnhorizonte eröffnen und dementsprechende Haltungen herausfordern. Moderne Tugenden stehen somit gegen bloßes Mitläufertum und heteronome Zwänge. Sie verweisen vielmehr auf Persönlichkeiten, die in entschiedener Verantwortung zu leben bereit sind. Moderne Tugenden darf man schließlich in unserer hochkomplexen Zeit nicht überfordern. In ihnen ist zwar stets eine Grundsicherheit für das jeweils richtige Tun gespeichert, ohne die sie keine Beständigkeit erlangen könnten. In komplexen Si-

tuationen reicht diese Grundsicherheit aber oft nicht aus und ist auf die Normethik zur Bestimmung des sittlich Richtigen angewiesen.

Welche Tugenden sind im Kontext der Moderne notwendig?

Ehrfurcht

Vielleicht etwas überraschend soll zuerst die *Ehrfurcht* genannt werden. Sie ist angesichts dessen, daß gegenwärtig alle Wirklichkeit zumeist nur als bloßes Material angesehen wird, das dem Menschen zur Verfügung steht, um von ihm beurteilt und klassifiziert, ausgebeutet und verwendet zu werden, von besonderer Wichtigkeit. Entgegen dieser flächenhaften Wahrnehmung, die sich mit machtförmiger Rationalität paart, erblickt Ehrfurcht alles in ihrer zugleich auch unauslotbaren und unverrechenbaren Tiefendimension. Ehrfurcht konkretisiert sich in der polaren Spannung von Nähe und Abstand, die dafür sorgt, daß der Mensch nicht distanzlos über die Wirklichkeit verfügt, sondern das andere als das andere in seinem jeweiligen Eigensein anerkennt. Die Ehrfurcht – so Romano Guardini – „ermutigt alles zu sich selbst“. So entdeckt der Mensch, daß nichts nur ausschließlich einen Funktionswert für ihn, sondern auch einen Eigenwert für sich besitzt. Staunend wird er der symbolhaltigen Vielfalt der Wirklichkeit gewahr, die auf Sinntiefen verweist, die in der alltäglichen Praxis zumeist nicht zum Tragen kommen. Das betrifft nicht nur den Umgang mit der Natur, sondern auch das Verhalten gegenüber den Mitmenschen und sich selbst. Nach einem bekannten Wort von Johann Wolfgang Goethe ist Ehrfurcht nämlich jene Haltung, „worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei“.

Demut

Aus der Ehrfurcht geht die *Demut* hervor, in der sich niemand für größer und gewichtiger hält, als er ist. Demut gründet darin, daß der Mensch sich so einschätzt, wie es der Wahrheit entspricht. Sie ist der realistische Blick auf die Konturen des eigenen Selbst, mit allen Stärken und Schwächen. Jede Form von Überheblichkeit, Großtuerei oder „Wie-Gott-sein-wollen“ ist ihr fremd. Anderer-

seits hat sie auch nichts mit serviler Unterwürfigkeit und kleinmütigem Unterlegenheitsbewußtsein zu tun. Wenn Menschen einander in Demut begegnen, suchen sie zunächst nicht das Ihre, sondern das, was dem andern nützt. Auf diese Weise „schätzt einer den andern höher ein als sich selbst“ (Phil 2, 3). In solcher wechselseitigen Hochschätzung bleibt man als Beschenkter zurück, weshalb wirkliche Demut „die Tugend der Reichen“ (Max Scheler) ist.

Dankbarkeit

Die Demut ist eng mit der *Dankbarkeit* verknüpft. Im normalen Lebensalltag wird einem freilich oftmals nicht bewußt, „daß der Mensch unendlich mehr empfängt, als er gibt, und daß Dankbarkeit das Leben erst reich macht. Man überschätzt leicht das eigene Wirken und Tun in seiner Wichtigkeit gegenüber dem, was man nur durch andere geworden ist“ (Dietrich Bonhoeffer). Dieses fehlende Bewußtsein der Dankbarkeit bei gleichzeitiger Überschätzung des eigenen Selbst entläßt aber eine individualistische Lebenspraxis, die alles, was nicht Ich ist, an den Rand drängt. Eine solche Verdrängung unterliegt aber einem Denkfehler, denn „Dankbarkeit ist Denkarbeit“. Das hat seinen Grund nicht bloß darin, daß die Wörter Danken und Denken einer gemeinsamen althochdeutschen Wurzel entstammen. Es rührt daher, daß erst durch nüchternes Nachdenken realisiert wird, wie sehr man – trotz aller negativen Einflüsse – die Entfaltung und damit die Wahrheit seines Lebens anderen verdankt. Nur die Demütigen werden wirklich dankbar sein können.

Leben nach Maß

Die Demut ist eine Grundgestalt der schwer ins Deutsche übersetzbaren traditionellen Kardinaltugend „*temperantia*“. Die Rede von „Mäßigung“ klingt allzu ausschließlich verneinend und einengend. Sie verstellt, daß die Freude ein Kennzeichen jeder Tugend ist. Am ehesten ist das Wort „Maß“ am Platz. Es geht um das menschengerechte Maß, um die innere Ordnung des Menschen, die ja nicht statisch vorgegeben, sondern in freier Verantwortung zu gestalten ist. Dabei erlebt sich der Mensch als exponierter Grenzgänger. Er erfährt Grenzen, die er einerseits stets zu überschreiten sucht und an-

dererseits auch anerkennen lernen muß, weil ohne Begrenzung menschliches Leben nicht gelingen kann. Die vitalen Grundbedürfnisse, wie etwa das Streben nach Nahrung, Sexualität, Besitz und Anerkennung können vom Menschen stets auch über die Grenzen der basalen Befriedigung hinaus angestrebt werden. Im Kontext einer Konsum- und Erlebnisgesellschaft wird zudem von außen manipulierte Maßlosigkeit gefördert. Durch moralische Appelle allein läßt sich Maßlosigkeit jedoch nicht mäßigen. Vielmehr müssen Einsichtsprozesse freigesetzt werden, die zu einer in Freiheit angenommenen inneren Ordnung, die Selbstbegrenzung und freiwilligen Verzicht einschließt, befähigen. Grenzen werden ja erst dort als solche erkennbar, wo sie überschritten werden. Erst im nachhinein weiß man oft, daß ein Zuviel des Guten dem Guten abträglich ist. Wer etwa zuviel isst und trinkt, fühlt sich danach nicht wohl und wird langfristig übergewichtig, was seine Gesundheit gefährdet; zuviel Besitz erfordert ständige Sorge und Pflege und vermindert die gelassene Freude am Leben; schrankenlose Eingriffe in die Natur zerstören ökologisch lebenswichtige Abläufe und gefährden die menschliche Lebensqualität. Im Wechselgang von Überschreitung und nachfolgender Anerkennung von Grenzen wird, gleichsam mit einer Gratwanderung vergleichbar, die Tugend des Maßes eingeübt und gelangt zur Reife dort, wo eine dynamische Ausbalancierung der vielfältigen menschlichen Strebungen erreicht wird und die dazu nötigen Formen von Askese und Selbstbegrenzung gelebt werden. Dabei wächst ein untrügliches Bewußtsein, das sich immer wieder neu bewahrheitet: „Es gibt ein Maß des Menschlichen, das wir nicht verändern, sondern nur verlieren können“ (Max Frisch). Im Kontext ökologischer Krisen ist dieser Satz durch das Maß der Natur auszuweiten.

Klugheit

Die Tugend der *Klugheit* befähigt dazu, den richtigen Maßstab für ein menschengerechtes Maß zu finden. Sie ist keineswegs abstrakte Erkenntnis, sondern ein aus der Erfahrung gespeistes Vermögen. Klugheit ist praktische Vernunft, die in einer konkreten Situation das jeweils sittlich Richtige zu erkennen und zu entscheiden vermag. So ver-

leicht sie allen Tugenden ihren Wirklichkeitsbezug. Sie verhindert deren mögliche Realitätsferne, da sie „die behutsame und unterschiedene Prägekraft“ (Josef Pieper) des Menschen ist, die zur wirklichkeitsgemäßen Verwirklichung des Guten drängt.

Dialog- und Kompromißbereitschaft

Eine weitere wichtige moderne Tugend ist die *Dialog- und Kompromißbereitschaft*. In einer Welt der unzähligen Meinungen und Überzeugungen ist diskursive Verständigung über die Art und Weise gelungenen Zusammenlebens unumgänglich. Das Wort Dialog geht leicht über die Lippen, ist aber schwierig zu verwirklichen. Wirklicher Dialog gründet in der Voraussetzung, den anderen in seiner Freiheit und Würde ernst zu nehmen, und konkretisiert sich darin, sich verstehend auf dessen Anliegen und Denkkategorien einzulassen. Dies erfordert die Fähigkeit mit Ungewohntem, Unvertrautem und Fremdartigem umgehen zu können, statt es zu umgehen. Toleranz und Anerkennung legitimer Differenz ist hier vonnöten. Dialog ist deshalb aber niemals unverbindlich. Er leistet keiner beliebigen Standpunktlosigkeit Vorschub, vielmehr zielt er auf Entscheidung hin. In ihm geht es doch um die gemeinsame Suche nach dem Richtigen, Wahren und Guten. Andernfalls handelt es sich um einen Scheindialog, in dem nichts und niemand wirklich ernst genommen wird, da alles gleich-gültig ist. Ein solcher Dialog würde letztendlich ewig ohne konkrete Früchte bleiben. Wirklicher Dialog ist daher stets auch von Konflikten begleitet und erfordert faire Kompromißbereitschaft. Konflikte aus kurzfristigen Harmoniebedürfnissen heraus zu verdrängen, ist kontraproduktiv, da sie zu einem späteren Zeitpunkt unausweichlich und zumeist noch härter wieder zum Vorschein kommen. Wichtig ist daher das rechtzeitige Wahrnehmen von Konflikten sowie die Fähigkeit, mit ihnen richtig umzugehen, um so geeignete Lösungswege finden zu können. Diese Lösungen bestehen mitunter in der Bereitschaft, mit zur Zeit unlösbaren Konflikten leben zu lernen, im günstigeren Fall aber in gemeinsamen Kompromissen, die niemals bloß faule Kompromisse sein dürfen, sondern die in einer konkreten Situation bestmögliche Verwirklichung des sittlich Gefor-

derthen zum Ausdruck bringen. Unterschiedliche Überzeugungen müssen damit keineswegs untergraben oder gar preisgegeben werden. Im fortwährenden Dialog wird daher stets an einer weiteren Optimierung sittlicher Standards gearbeitet. Ein solches Vorschreiten wird jedoch nur durch überzeugende und tieferreichende Argumente, niemals durch Druck und Zwang erreichbar. Ein Dialog, selbst unter schwierigen Umständen, bedarf immer der gegenseitigen Achtung und somit des Verzichtes, den anderen für sich zu vereinnahmen. Was nicht in Freiheit gedeiht, gedeiht langfristig überhaupt nicht.

Solidarität

Echte Dialogbereitschaft ist nur gegeben, wo die Tugend der *Solidarität* gelebt wird. In ihr kommt das wechselseitige Verbunden- und Verpflichtetsein der Menschen in Not- und Mangelsituationen zum Ausdruck. Solidarität gründet zunächst in der bereitwilligen Einsicht solcher Situationen und sodann in der Fähigkeit, sich davon auch zuinnerst betreffen zu lassen. Nur aktives Mitleiden und nicht abwehrendes Mitleid, das andere letztlich entehrt, bewirkt schließlich jenes (gem)einsame Engagement für andere, das auf die je größere ausgleichende Gerechtigkeit abzielt. Solidarität beinhaltet sowohl den gewaltlosen Kampf gegen behebbarere Formen und Strukturen der Ungerechtigkeit als auch die Verbundenheit im Leid bei (mitunter zur Zeit) nicht veränderbaren Situationen und wird authentisch nur dort gelebt, wo die Bereitschaft, auch persönliche Nachteile in Kauf zu nehmen, gegeben ist. Obwohl Solidarität keine Grenzen kennt und somit stets universal bedacht sein will, kann sie nur in abgestufter und damit begrenzter Weise verwirklicht werden. Andernfalls verkommt sie zu einem Schlagwort, das nirgendwo konkret wirksam werden könnte. Wirkliche Solidarität bewirkt zudem eine Rücksicht auf die relative Eigenbedeutung der Natur und verhindert deren schonungslose Ausbeutung.

Wahrhaftigkeit und Treue

Wesentliche Voraussetzungen der Solidarität sind *Wahrhaftigkeit und Treue*. Wahrhaftigkeit gründet zunächst in der Bereitschaft, sich so wahr-zu-nehmen, wie man

ist. Dabei ist die eigene lebensgeschichtliche Wahrheit stets herausgefordert vom Anspruch des Gewissens, in dem die Fülle der Wahrheit vernehmbar und die eigene fragmentarische Verwirklichung gegenüber ihr deutlich wird. Umkehrbereitschaft ist gefordert, damit Lebenslügen, die wahrer Identitätsbildung entgegenstehen, abgelegt werden können. Denn wahrhaftig ist nur der, der unermüdetlich auf dem Weg der Wahrheitssuche bleibt. Die Verwurzelung im Gewissen bildet Wahrhaftigkeit aus. Mehr und mehr wird dann auch die Unterscheidungsgabe zwischen Wahrheit und Lüge geformt. Dabei ist Wahrheit niemals etwas statisch Vorgegebenes. Sie gibt vielmehr zu denken. Sie lädt ein, über sich selbst und die gesamte Wirklichkeit nachzudenken, und drängt gleichzeitig dazu, sich auszubreiten. So entwickelt Wahrhaftigkeit ein kritisches Potential gegenüber allen Formen der Lüge, die auf Dauer ein humanes Miteinander verhindern. Wahrhaftigkeit kann ohne die Treue nicht existieren, findet sie doch in der Treue zum Gewissen ihren Ausdruck. Treue meint eine frei eingegangene Bindung, die auf Zukunft hin auch unter gewandelten Bedingungen durchgehalten wird. Personale Stabilität und Verlässlichkeit im Wandel wird in ihr zugesagt. Treue ist somit wesentlich ewige Treue, Treue mit Vorbehalt ist keine Treue. Sie gründet im Vollzug der menschlichen Freiheit, die sich nur in der Wahrheit voll zeigt. So ist die Treue auf die Wahrhaftigkeit angewiesen. Nur im Kontext der Wahrhaftigkeit wird der von der Treue durchzutragende Wandel positiv integrierbar, weil er als stete Verwandlung in die je größer sich kundtuende Wahrheit hinein verstehbar wird. Dies betrifft vor allem auch die Treue zu sich selbst. In Wahrhaftigkeit und Treue entscheidet sich die Identität einer sittlichen Persönlichkeit, geht es doch um die dynamische und kreative Kontinuität zu einem frei gewählten Lebensentwurf. Die gesamte Formung und Ausformung der Tugenden ist davon betroffen.

Zivilcourage

Tugenden sind ohne *Zivilcourage*, die in moderner Sprache einen Aspekt der Kardinaltugend der Tapferkeit verkörpert, nicht verwirklichbar. Gemeinsam geteilte Sinn-

einsichten sind rar geworden, die Sinnhaftigkeit der Wahrheitssuche wird häufig bestritten, obwohl häufig dennoch recht deutlich vor Augen steht, was Lüge ist. Deshalb gilt nach wie vor: „Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar“ (Ingeborg Bachmann). Wer sich auf diese Zumutung einläßt, wird Ermutigung auch durch Entmutigungen hindurch erfahren dürfen. Zivilcourage wird von daher immer wieder gestärkt und möglich und ist zudem bleibend nötig. Denn in einer Gesellschaft, in der das Einbringen von gelebten Überzeugungen keinen Mut und keine Zivilcourage mehr erfordert, wäre bereits alles gleichgültig und beliebig. Tugenden erweisen sich so als personal zugemutete Ermutigungsgestalten, die auf eine Humanisierung des Lebens in all seinen Entfaltungsdimensionen abzielen.

Tugenden – nicht nur für Christen

Moderne Tugenden sollen sowohl von gläubigen wie nichtgläubigen Zeitgenossen geteilt und angenommen werden können. Auch die christliche Tradition kennt keine exklusiven Tugenden, die nur für Christen zugänglich wären. Sie hat aber den traditionellen Kardinaltugenden die sogenannten göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe sachlich vorangestellt und diese von daher gelesen. Ein solcher theologischer Interpretationsrahmen verleiht den Tugenden zum einen eine Letztbegründung und bewahrt sie zum andern vor menschlicher Überforderung. Der Sünde des Menschen Rechnung tragend, gründet deshalb die Tugendverwirklichung im geheimnisvollen Zu- und Miteinander von Mensch und Gott. In und vor Gott gelangt der Mensch zur Verwirklichung seiner selbst. Er entdeckt, daß die Tugenden erst von Gott her ihre eigentliche Richtung und Verwurzelung finden und ihre gemeinsame Heimat in der Liebe liegt. Die Liebe ist daher bei allen großen Denkern des Abendlandes das formende Prinzip und Fundament aller Tugenden, denn ohne sie wäre alles nichts (vgl. 1 Kor 13). Die Liebe aber ist Gott selbst (1 Joh 4, 8. 16). Der Mensch wird so in die Lage versetzt, von seinem Tugendbemühen nicht etwas erwarten zu müssen, was ihn unweigerlich überfordern würde. Er weiß vielmehr darum, daß die letzte Erfüllung ein Geschenk Gottes ist.